

Das begann für ihn mit den Lügen im Vorfeld des Irakkriegs, er gehört der »Generation Golfkrieg« an.

Mit der vertrackten Struktur des Textes machst Du es dem Publikum nicht ganz einfach. Das Haus in Limone ist auch ein postmodernes Verwirrspiel, oder? Es ist manchmal schwer, den Überblick zu behalten über die Zeitenfolge und die ziemlich vielen weiblichen Namen. Oder geht das nur mir so?

Ich habe die Komplexität der Erzählweise wohl etwas unterschätzt, obwohl es im Roman eigentlich nur einen einzigen Kunstgriff gibt, der sich, sagen wir mal, am Rande der literarischen Legalität bewegt. Den hier preiszugeben, hieße aber, sich tief in Spoilergewässer zu begeben. Aber wir sind zum Glück nicht mehr im Zeitalter des platten Realismus à la Zola. Postmodern würde ich den Roman jedoch nicht nennen, diese Haltung habe ich nicht drauf. Jemand hat die Postmoderne mal sehr treffend als »Moderne ohne Trauer« bezeichnet. Für mich ist die Trauer, genauer eine gewisse Melancholie, der Ausgangspunkt, ein durchaus vitaler Gemütszustand, nicht zu verwechseln mit Depression. Wahrscheinlich ist das meinem ungarischen Erbe geschuldet, einer gewissen gesteigerten Emotionalität, der Neigung zu überschäumender Freude und tiefer Trauer – und zwar gleichzeitig. Die Postmoderne hingegen ist meines Erachtens der pathologische Zustand einer inneren Unordnung, eines Gefühls der Sinnlosigkeit. Dabei steht der Sinn, ein Leben nach dem Leitfaden der Natur, allzu klar vor Augen. Dieser Sinn ist aber biologisch, und da schauen wir lieber stolz weg. Als wären wir Übermenschen und nicht etwa die Tiere, die wir sind.

Lieber Akos, danke für Deine Geduld und Deine Zeit!

Klaus Hübner

Der Kindermord von Bethlehem in Oberbayern

Trencks Panduren in der barocken Weihnachtskrippe von Tuntenhausen

Nordwestlich von Rosenheim liegt die kleine, noch stark landwirtschaftlich geprägte Ortschaft Tuntenhausen, die von den beiden aneinandergebauten Spitztürmen der im Kern gotischen, später barockisierten Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt überragt wird. Die dortige Wallfahrt lässt sich seit einem »Mirakel« im Jahr 1441 nachweisen und wurde in früheren Jahrhunderten auch von den bayerischen Landesherren gefördert. Im Jahr 1678 soll der verwitwete Kurfürst Ferdinand Maria (1636–1779) der Kirche eine wertvolle barocke Weihnachtskrippe gestiftet haben. Sie wurde in früheren Zeiten in der Kirche aufgebaut, geriet dann in Vergessenheit und wurde nach ihrer Wiederauffindung im Tiefgeschoss des Pfarrhauses von Tuntenhausen Besuchern zugänglich gemacht, insbesondere in der Advents- und Weihnachtszeit. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts sind dann die meisten der heute vorhandenen Figuren hinzugekommen, außerdem aufwändige Architektur- und Landschaftskulissen sowie manches dekorative Detail.



Abb. 1: Geburt Christi, Hauptszene der barocken Weihnachtskrippe von Tuntenhausen.
Foto: Tobias Weger

Als Besonderheit zeigt diese mehrteilige Barockkrippe nicht nur die Geburtsszene Jesu, sondern auch zehn weitere Geschichten aus dem Alten und dem Neuen Testament. Zu diesen szenisch veranschaulichten Episoden zählt auch der Bethlehemische Kindermord. Das Matthäusevangelium hat uns diese Gewalttat des Königs Herodes festgehalten. Dort heißt es, die Sterndeuter, später als »Heilige drei Könige« bezeichnet, hätten ihm die Geburt Jesu in Bethlehem angezeigt. Daraufhin habe der Monarch aus Furcht, Jesus könne ihm seine Macht streitig machen, alle männlichen Kleinkinder in Bethlehem umbringen lassen.

Die anonymen Schöpfer der Krippenfiguren aus dem 18. Jahrhundert haben die dargestellten Personen nicht in antikisierende Gewänder gekleidet, sondern je nach Stand in bayerischer Tracht oder in höfischen Kostümen wiedergegeben. Auch die Soldaten des Herodes sind nicht in imaginierten Uniformen der Zeit um Christi Geburt zu sehen. Der Bethlehemische Kindermord ist die grausamste aller Szenen in der Barockkrippe von Tuntenhausen. Den altbayerischen Zeitgenossen um 1750 stand aus eigener Erfahrung in Bezug auf Grausamkeit das Handeln der sogenannten Panduren noch lebhaft vor Augen – und so erhielten die grausamen Handlanger des Herodes kurzerhand Panduren-Uniformen.

Die Panduren waren eine etwa 1.000 Mann zählende Freischärlertruppe, mit der Oberst Franz Seraph Freiherr von der Trenck (1711–1749) während des Österreichischen Erbfolgekriegs in Bayern operierte. Trenck war als Sohn eines österreichischen Besatzungsoffiziers in Reggio Calabria zur Welt gekommen und hatte zunächst in der ungarischen, dann in der zaristischen Armee militärische Erfahrungen gesammelt, ehe er der jungen Kaiserin Maria Theresia (1717–1780) seine Dienste antrug. Von seinem Vater hatte er das Gut Brestovac bei Poschegg (kr. Požega) in Slawonien erhalten. Dieses Gebiet zählte noch nicht lange zum habsburgischen Machtbereich, nachdem es dem Osmanischen Reich entrissen worden war. Aus Freiwilligen in der Umgebung baute er ein Panduren-Söldnerheer auf, dessen Dienste die arg bedrängte Kaiserin bereitwillig in Anspruch nahm. Nach dem Tod ihres Vaters Karl VI. (1685–

1740) hatten gleich mehrere europäische Fürsten Anspruch auf die Habsburger Territorien und die Kaiserkrone angemeldet und versuchten, ihre Absichten militärisch durchzusetzen. Maria Theresia stellte dem ungestümen Trenck sogar ein »Gnadenpardon« aus, eine Art Freibrief für jegliche gewaltsame Übergriffe während seiner Feldzüge. Die Panduren trugen zu osmanischen Pumphosen eine ungarische Husarenjacke, dazu eine hoch aufragende Kopfbedeckung aus Fell. Sie waren mit Langwaffen, Krummsäbeln, Messern, Pistolen und Pulverflaschen ausgestattet. Im Frühjahr 1742 fielen Trencks Panduren in Niederbayern ein und hinterließen unter anderem in Vilshofen, Plattling, im Kloster Metten und in Deggendorf ihre blutige Spur. Von der Zivilbevölkerung erpressten sie Kontributionen, je nach Bedarf Pferde, Geld, Weizen oder Salz. Im Sommer 1742 brach im bayerischen Oberland ein Aufstand gegen die österreichische Besatzung aus; Trenck half mit, ihn niederzuschlagen. Dann bekam er den Auftrag, die im Gäuboden bei Straubing stationierten österreichischen Truppen mit Lebensmitteln zu versorgen. Dafür unternahm er einen berühmten Plünderungszug durch den Bayerischen Wald, Niederbayern und die Oberpfalz. 1743 stieß er bis zum Rhein vor, um für die Kaiserin die vorderösterreichischen Gebiete zu sichern; in den beiden folgenden Jahren war er an verschiedenen böhmischen und mährischen Schlachtorten anzutreffen. Trenck war ein klassischer Protagonist des »kleinen Kriegs«, jener paramilitärischen Kriegsführung im 18. Jahrhundert, unter der das einfache Volk besonders zu leiden hatte.

Mit dem Ende des Österreichischen Erbfolgekriegs sank Trencks Stern jedoch: Er musste sich 1746 wegen unbotmäßigen Verhaltens vor einem Kriegsgericht in Wien verantworten, wurde zum Tode verurteilt, aber von Kaiserin Maria Theresia schließlich zu einer privilegierten Haft auf der Festung Spielberg (tsch. Špilberk) oberhalb von Brünn (tsch. Brno) begnadigt. Dort verbrachte er unter milden Bedingungen seine letzten Lebensjahre, bis er 1749 an den Folgen der Wassersucht starb. Unter allen Ehren fand er seine letzte Ruhestätte in der Brünner Kapuzinergruft (tsch. Kapucínská hrobka), wo Seelenmessen für ihn gelesen wurden und sein Sarg bis heute als eine der Hauptattraktionen gilt.

In Bayern werden Trenck und seine Panduren hingegen weniger wohlwollend erinnert. Bereits während des Österreichischen Erbfolgekriegs hatte der Augsburger Kupferstecher Martin Engelbrecht (1684–1756) eine Folge mit Darstellungen exotischer Soldaten, darunter auch der Panduren, veröffentlicht. Haben sich die Schöpfer



Abb. 2: Einer der Panduren aus der Darstellung des Bethlehemitischen Kindermords. Foto: Tobias Weger

der Figuren des Bethlehemitischen Kindermords in Tuntenhausen möglicherweise auf diese Illustrationen gestützt? Wie langlebig die Erfahrungen mit den Panduren in Bayern sind, belegen zwei bekannte Festspiel-Initiativen: Seit 1950 wird in Waldmünchen das Stück *Trenck der Pandur vor Waldmünchen* zur Aufführung gebracht, seit 1984 regelmäßig im oberbayerischen Halsbach das Historiendrama *Das schwarze Jahr*, das die Einquartierung der Panduren in dieser Ortschaft auf die Bühne bringt. Geblieben sind auch die vom Ethnonym »Kroate« abgeleiteten, wenig schmeichelhaften bayerischen Dialektbezeichnungen »krowat« oder »krabat«, die einen gewalttätigen Soldaten bezeichnen und auch mit den brutalen Erfahrungen in Verbindung gebracht werden können, die man hier seinerzeit mit Trencks Söldnern gemacht hat. Die figürlichen Repräsentationen in der Tuntenhausener Weihnachtskrippe sind ein volkstümliches Echo dieses negativen Bildes.

Tobias Weger

Ein Banater Kulturjournalist und Literaturhistoriker ersten Ranges

Eduard Schneider wurde 80

Kein zweiter Literat des Banats im letzten halben Jahrhundert hat mit solch gleichbleibender Konsequenz und wirksamer Gediegenheit das banatdeutsche Literaturgeschehen kritisch fördernd und solide erforschend begleitet wie Eduard Schneider. Anlässlich seines 80. Geburtstags soll hier an seinen Werdegang und seine bleibenden Verdienste erinnert werden.

Eduard Schneiders weiter literarischer Horizont – verbunden mit feinem Gespür für junge Dichterbegabungen und aktualitätsbezogener Literaturvermittlung – prädestinierte ihn zu einer prägenden Rolle im Erneuerungsprozess der banatdeutschen, implizite der rumäniendeutschen Literatur in der Zeit seines Wirkens als Kulturredakteur der *Neuen Banater Zeitung (NBZ)* von 1969 bis 1989 in seiner Geburtsstadt Temeswar. Auch nach seinem dann erfolgten unvermeidlichen Wechsel in den Westen – auf dem Fluchtweg, wenige Monate vor dem Fall des Eisernen Vorhangs – blieb Literatur der Lebensinhalt des Familienmenschen und Menschenfreundes Eduard Schneider, wenn auch mit anderen Akzenten. So scheute er im neuen Lebensabschnitt keine Mühe bei der sachkundigen Pflege und Sicherung des rumäniendeutschen Literaturerbes und wandte sich als verantwortlicher Redakteur der *IKGS-Zeitschrift Spiegelungen* kontinuierlich der Förderung aktueller deutschsprachiger Autoren südosteuropäischer Literaturlandschaften zu.

Geboren wurde Eduard Schneider am 10. Mai 1944 in Temeswar, wo er die Lenaschule besuchte und anschließend an der dortigen Universität (heute West-Universität) von 1962 bis 1967 Germanistik und Rumänistik studierte. Seine berufliche Laufbahn begann er als Deutschlehrer in der Gemeinde Sendlak (Kreis Arad), wechselte aber bereits 1969 in die Redaktion der *Neuen Banater Zeitung*, die als Tageszeitung das bereits seit 1957 bestehende Periodikum *Die Wahrheit* (1957–1968) ablöste. Dort fand er als Kulturredakteur das Arbeitsfeld, das seinen Neigungen entsprach und das er